

B.E.
Pfeiffer

Kiss
the
Duke

Crème
brûlée zu
Weihnachten

KAPITEL 1 - FINE



Ich fand leere Bahnhöfe schon immer gespenstisch. Aber dass ich einmal fast die einzige Person in der Paddington Station sein würde, hätte ich nie erwartet. Diese Tatsache lässt mich innerlich zittern. Wieso habe ich noch gleich darauf verzichtet, ein Taxi direkt von Heathrow zu meinem neuen Zuhause zu nehmen? Ach ja ... Weil ich keine Touristin sein, sondern mich wie eine echte Londonerin durchschlagen wollte.

Außerdem bin ich es gewohnt, spät nachts an irgendwelchen Flughäfen oder Bahnhöfen anzukommen und alleine ein Hotel aufzusuchen. Allerdings ist das Teil meines alten Lebens. Ein Leben, dessen Reste ich in einen extragroßen Samsonite-Koffer gepackt habe. Was sagt das über mich und mein bisheriges Dasein aus?

Gut, ich habe zwanzig Kilo Übergepäck zahlen müssen. Trotzdem hat alles in den Koffer mit

hundertzwanzig Liter Fassungsvermögen gepasst, der sich in etwa so leicht durch die leere Ankunfts-halle des Bahnhofs ziehen lässt wie ein bockiges Schaf. Aber das habe ich mir selbst eingebrockt und da muss ich jetzt durch.

Meine zielsicheren Schritte hallen ebenso von den Wänden wie das Knirschen der Räder auf dem Steinboden. Der Ausgang ist farblich markiert, also leicht zu finden. Wenn auch noch ein Taxi dort steht, das mich nach Hause bringt, führe ich einen Siegestanz auf.

Doch das Universum will wohl nicht, dass ich tanze – was streng genommen eine Erleichterung für mich ist, weil ich wirklich kein Talent dafür habe. Nicht ein Auto steht vor den Türen des Bahnhofs.

»Toll«, brumme ich und ziehe mein Handy aus der Manteltasche.

Seit ich gelandet bin, habe ich keinen Empfang. Ich kann also niemanden anrufen und somit auch nicht meinen Cousin per Telefon anflehen, mich doch abzuholen, obwohl ich behauptet habe, ich käme alleine klar. Nun stehe ich also hier, vollkommen verloren und ... Moment, sind das Scheinwerfer?

Als hätte das Schicksal doch ein Einsehen mit mir, erscheint das schönste Gefährt der Welt. Gut, das liegt vermutlich an meiner Freude darüber, nicht zu Fuß bei Regen durch das nächtliche London laufen zu müssen. Denn das Auto ist ziemlich sicher älter als ich und es wundert mich, dass es keine Dampfwolke ausstößt, als es stehen bleibt.

Aber Taxi ist Taxi, also gehe ich darauf zu, greife nach der Klinke der hinteren Tür und sauge scharf

Luft ein, als jemand seine Hand über meine legt. Mit angehaltenem Atem drehe ich den Kopf zur Seite und schaue in die ungewöhnlichsten Augen, die ich jemals gesehen habe. Es mag am Licht liegen, doch ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob sie grün oder braun sind.

»Entschuldigung, haben Sie ebenfalls ein Taxi gerufen?«, fragt der Mann höflich, der über einen Kopf größer ist als ich. Gleichzeitig ist seine Miene so finster, als wollte er mich mit einem Knurren verscheuchen. Ich frage mich, wo er hergekommen ist. Bisher ist mir seine Anwesenheit nämlich nicht aufgefallen.

»Ich ... oh«, stammle ich und suche nach den richtigen Worten.

Dabei starre ich den Fremden an, dessen dunkelbraunes Haar einen leichten Rotstich zu haben scheint und der so breite Schultern besitzt, als wäre er Profifootballer. Mal ehrlich, wer hätte gedacht, dass ich an der Paddington Station einem so gut aussehenden Kerl begegnen würde? Irgendwie muss ich bei ihm an Mr Darcy aus »Stolz und Vorurteil« denken. Der wirkt auch ziemlich abweisend, ist aber der perfekte Mann.

Ich räuspere mich, als mir klar wird, dass ich mein Gegenüber jetzt schon gefühlte zehn Minuten – vermutlich sabbernd – angehimmelt habe.

»Ich habe kein Taxi gerufen«, erwidere ich mit so fester Stimme wie möglich.

Trotzdem lasse ich den Griff nicht los und er lässt seine Hand auf meiner liegen. Allerdings hebt er eine Augenbraue.

»Sie sind nicht von hier«, meint er und ich könnte schwören, dass seine Stimme einen verächtlichen Tonfall angenommen hat. »Sind Sie Deutsche?«

Okay, Englisch ist nicht meine Muttersprache, aber ich wurde sehr gut darin ausgebildet. Außerdem stammte meine Großmutter aus England, weswegen ich die Sprache nahezu perfekt beherrsche. Dass dieser Kerl mich nach wenigen Worten entlarvt hat, wurmt mich. Darüber tröstet auch sein Aussehen und die Vorstellung von ihm als Mr Darcy nicht hinweg.

»Österreicherin«, entgegne ich frostig.

Wenn er mir jetzt sagt, das sei dasselbe, drehe ich durch.

»Ah«, macht er nur und löst seinen bohrenden Blick endlich von meinem Gesicht. »Sie reisen zu ziemlich später Stunde.«

»Mein Flugzeug hatte technische Schwierigkeiten und wir mussten auf Ersatz warten«, schwafle ich los und kann mich gerade noch abhalten, ihm meine ganze Geschichte zu erzählen. Er sieht nämlich nicht so aus, als wäre er daran besonders interessiert. Schnell räuspere ich mich und komme zum Ende. »Jedenfalls bin ich deswegen so spät hier. Und mein Handy hat keinen Empfang.«

Als Beweis ziehe ich das Handy heraus und halte es ihm hin. Natürlich kann er nichts darauf erkennen, aber ich fühle mich besser, weil ich damit die Wahrheit meiner Worte unterstreiche.

Immer noch halten wir beide den Türgriff fest. Es wundert mich, dass der Fahrer noch nicht ausgestiegen ist und uns fragt, was los ist. Aber vielleicht

hält er sich einfach nur heraus, damit er nicht in Schwierigkeiten gerät.

Der Fremde blickt auf meinen Koffer, dann sieht er wieder mich an. »Geben Sie mir Ihr Gepäck.«

»Was?«, bringe ich atemlos hervor.

Er sieht nicht wie jemand aus, der auf Taschendiebstahl spezialisiert ist. Der Mantel wirkt zu teuer, seine Haare zu gepflegt. Außerdem wäre es doch lohnender, mir die Handtasche zu klauen oder den Rucksack, den ich ebenfalls bei mir habe. Schließlich habe ich da wohl eher Geld eingepackt als in einem tonnenschweren Koffer, der für eine schnelle Flucht ungeeignet ist.

»Ich sagte, geben Sie mir Ihr Gepäck. Es sieht schwer aus und der Anstand gebietet es mir, Ihnen damit zu helfen, bevor Sie einsteigen«, erklärt er und wirkt noch arroganter als vorhin schon.

»Heißt das, ich kann das Taxi haben?«, frage ich verwirrt.

»Liebe Güte«, brummt er und der Klang ist irgendwie verdammt sexy. Gott, meine Gedankensprünge sind heute wieder fantastisch. »Ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, Sie hier stehen zu lassen. Falls ich morgen die Zeitung aufschlage und irgendwo steht, dass eine Touristin an der Paddington Station ermordet wurde, wird mich das für den Rest meines Lebens verfolgen.«

Ich blinzele und weiß nicht, wie ich reagieren soll. In meinem alten Job habe ich knallharte Verhandlungen mit Männern aus Osteuropa geführt, die mich anfangs nicht für voll nahmen, weil ich eine Frau bin. Und jetzt fehlen mir die Worte bei einem arroganten,

wenn auch wirklich eleganten, Engländer, der mir seine Hilfe anbietet. In herablassendem Tonfall. Aber immerhin rettet er mich mehr oder weniger aus höchster Not. Wie ein Ritter. Hach.

»Sagen Sie mir, wo Sie hinmüssen?«, will er wissen und deutet mit seiner freien Hand auf den Koffer.

»In die Oxford Street«, murmle ich.

»Interessant«, sagt er. »Dann ist es ja kein großer Umweg, wenn ich Sie in meinem Taxi mitnehme.«

»Wie bitte?«, frage ich viel zu laut.

Da wandert sie wieder hoch, seine Augenbraue. Was verdammt sexy und furchteinflößend zugleich aussieht. »Dachten Sie, ich bleibe hier stehen und warte auf das nächste Taxi?« Er schüttelt den Kopf. »Wir haben zum Glück einen sehr ähnlichen Weg. Also verliere ich nicht noch mehr Zeit, als Sie mich ohnehin schon gekostet haben, und tue ein gutes Werk.«

Alles klar, er ist also ein kalter britischer Fisch mit Retterkomplex und Mr-Darcy-Optik. Na, mir soll es recht sein.

»Dann ... danke«, brumme ich und schiebe ihm meinen Koffer hinüber.

Dieses Londoner Taxi besitzt leider keinen Kofferraum, also öffne ich die Tür und der Fremde hievt scheinbar mühelos meinen Koffer ins Innere. Dann tritt er auf den Bordstein heraus und hält mir tatsächlich die Hand hin. Ich bin so perplex, dass ich sie ergreife und einsteige.

Nachdem auch der Möchtegernretter Platz genommen und die Tür geschlossen hat, nennt er

dem Fahrer die Oxford Street und sieht mich erwartungsvoll an.

»Haben Sie auch eine Nummer?«, will er wissen.

Einen Moment frage ich mich, ob er meine Telefonnummer meint, dann verstehe ich und räuspere mich. Ich bleibe besser einsilbig, sonst schwafle ich ihn noch voll und er sieht mich noch genervter an als ohnehin schon. »Zweihundertzwölf.«

Wieder wandert die Augenbraue hoch, dann nennt er dem Fahrer die Zahl und der Wagen rollt endlich los.

Innerlich verwünsche ich mein Handy, das auch nach mehrmaligem Ein- und Ausschalten keinen Empfang zustande bringt. Denn in dem Licht hier ist es zu dunkel, um zu lesen, und ich kann mich nicht wirklich anderweitig beschäftigen. Der Fremde hat ebenfalls sein Handy aus der Manteltasche gezogen und tippt darauf herum. Damit ich ihn nicht anstarre, blicke ich aus dem Fenster. Sonst fange ich vielleicht doch noch an zu sabbern. Lieber die Umgebung bewundern als den Mann neben mir.

Es ist Ende November, kurz vor dem ersten Advent, und die meisten größeren Straßen sind bereits weihnachtlich geschmückt. Ich habe Weihnachten immer gemocht, aber im Moment bin ich nicht in der richtigen Stimmung. Seit meiner Ankunft am Flughafen zweifle ich daran, ob es wirklich klug war, mein altes Leben hinter mir zu lassen. Hätte mich heute Morgen jemand danach gefragt, wäre die Antwort Ja gewesen. Aber jetzt, nach all den Katastrophen auf dem Weg hierher, bin ich mir nicht mehr so sicher.

Genervt wende ich den Blick vom Fenster ab und betrachte meinen Sitznachbarn. Die Augen kann ich immer noch nicht eindeutig einer Farbe zuordnen, genauso wie seine Haare. Aber das Gesicht sieht aus, als hätte Michelangelo es aus Stein gemeißelt. Markante Wangenknochen, ein nobles Kinn, die Nase gerade und nicht zu groß oder zu klein. Die breiten Schultern unter dem schwarzen Kurzmantel lassen meine Fantasie auflodern. Vermutlich trainiert er, zumindest ist seine Haltung tadellos.

Verflucht, wieso kann ich meinen Blick nicht von ihm losreißen? Von Männern habe ich doch genug und will nichts mit ihnen zu tun haben. Genau genommen ist mein Ex sogar der Grund, warum ich meinem alten, vermeintlich perfekten Leben entflohen bin. Da muss ich mich nicht Hals über Kopf in das nächste Chaos stürzen, nur weil meine Hormone mit mir durchgehen.

Bevor der Mann bemerkt, dass ich ihn anstarre, sehe ich zu seinen Händen mit den langen, feingliedrigen Fingern. Zumindest kann ich keinen Ring entdecken.

Gedanklich schlage ich mir an die Stirn. Was würde das ändern? Er ist ein Fremder, der – trotz seiner Arroganz – so nett war, sein Taxi mit mir zu teilen. Nicht mehr, nicht weniger. Weil ich das nicht zulassen werde. Dann fällt mein Blick wieder in sein Gesicht und gleitet zu seinen Lippen. Die sehen genauso perfekt aus wie der Rest von ihm. Sicher küsst er auch perfekt damit. Ich muss aufhören, daran zu denken.

Seufzend wende ich mich ab und sehe wieder aus

dem Fenster. Das ist es also, mein neues Zuhause. Ich frage mich, wann es sich auch danach anfühlen wird.

Das Auto kommt zum Stillstand und der Taxameter zeigt eine Summe an, die an Halsabschneiderei grenzt. Trotzdem krame ich nach meinem Portemonnaie, doch mein Retter legt eine Hand auf meine und streckt dem Fahrer eine schwarze Kreditkarte hin.

»Lassen Sie mich wenigstens die Hälfte bezahlen«, sage ich und will weiter nach meiner Geldbörse suchen.

»Ich kann die Kosten absetzen«, erklärt Mr Brit-Fish. »Außerdem wohne ich auch hier in der Nähe.«

Er nimmt die Quittung entgegen, öffnet die Tür und steigt vor mir aus. Dann bietet er mir seine Hand an.

»Den Koffer hole ich gleich«, verspricht er, als ich unschlüssig zwischen ihm und meinem Gepäck hin- und hersehe.

Wieder ergreife ich seine warme Hand und steige so elegant wie möglich aus. Ich schultere meinen Rucksack, während er den Koffer herauszieht, dem Fahrer einen schönen Abend wünscht und dann die Tür zuwirft.

Geräuschvoll verschwindet das Auto und wir stehen alleine auf dem Bürgersteig. Der Fremde schiebt mir den Koffer zu und ich ringe schon wieder nach Worten. Der Regen hat zwar nachgelassen, aber es dauert nicht lange, bis mein Mantel sich nass anfühlt.

»Dann ... danke, dass Sie mich mitgenommen haben«, bringe ich irgendwie heraus. »Auch für den Koffer. Der ist ziemlich schwer und es wäre mir

vermutlich schwergesunken, ihn selbst in das Auto zu hieven. Sonst reise ich ja eher mit leichtem Gepäck, aber diesmal ist alles anders und ...« Ich unterbreche mich, weil ich sonst wieder in einen Redeschwall komme. Das passiert mir ständig, wenn ich nervös bin. Also räuspere ich mich. »Jedenfalls ... war das sehr nett von Ihnen. Alles.«

Er schweigt und betrachtet mich. Wartet er auf etwas?

Regentropfen sammeln sich in seinen Haaren und er schiebt die Hände in die Manteltaschen. »Sie sollten nicht zu lange hier draußen bleiben«, erklärt er. »Die Gegend mag nicht gefährlich sein, aber man weiß nie.«

»Ehm ... danke«, stammle ich.

Ich bin ein wenig überrascht, dass er sich tatsächlich um mich Gedanken macht, statt einfach zu gehen. Als mir klar wird, dass ich ihn schon wieder anstarre, räuspere ich mich und suche nach dem Schlüssel in meiner Tasche.

Die Wohnung, die ich mir mit meinem Cousin teilen werde, gehört uns beiden. Na ja, unsere Großmutter hat sie uns vererbt und ich bin froh, dass ich den Schlüssel nie hergegeben habe.

Nachdem ich ihn gefunden habe, halte ich ihn fest und drehe meinen Kopf zu dem Eingang, den ich gut kenne. Ich habe früher fast jeden Sommer hier verbracht ...

»Dann noch einmal danke«, sage ich verlegen. »Kommen Sie gut heim.«

Er nickt nur und bleibt stehen, obwohl ich mich in Bewegung setze. Erst als ich den Schlüssel ins

Schloss schiebe, geht er los. Einen Moment blicke ich ihm nach, betrachte die breiten Schultern und den aufrechten Gang. Wenn er nicht so kühl wäre ... *Nein, nein, Fine. Du wirst den Kerl nie wiedersehen, also überleg gar nicht erst, wie sexy er wirkt, sondern halte dir vor Augen, dass er ein kalter britischer Fisch ist. Damit kommst du besser klar und vergisst ihn so schnell, wie er dich vergessen wird.*

Schnaubend öffne ich die Tür und schalte das Licht im Flur an. Das Haus ist alt und besitzt keinen Lift. Gut, es gibt nur zwei Etagen, trotzdem muss ich den Koffer in den obersten Stock schleppen.

Ächzend hieve ich das Teil Stufe um Stufe hoch. Als ich vor der Wohnungstür ankomme, bin ich schweißgebadet. Sport habe ich damit wohl für die nächsten drei Wochen hinter mich gebracht.

Unter dem Holz dringt Licht hindurch und laute Musik. Also klinge ich, falls mein Cousin gerade Besuch hat. Als ich nichts höre, schiebe ich den Schlüssel ins Schloss und will öffnen. In dem Moment wird die Tür aufgerissen und ich kippe nach vorne.

»Was für eine stürmische Begrüßung«, keucht Mark, der mich auffängt und wieder auf die Beine stellt. »Himmel, siehst du verschwitzt aus. Bist du zu Fuß hergelaufen?«

»Es regnet draußen«, erkläre ich und grinse. »Und nein, ich schwitze nur, weil ich den Koffer hochgeschleppt habe.«

Mein Cousin verzieht das Gesicht. Wenn es etwas gibt, das Mark nicht mag, dann ist es Schweiß. Trotzdem betreibt er eine angesagte Bäckerei hier in

der Oxford Street. Und genau dort werde ich ab jetzt arbeiten, auch wenn ich keine ausgebildete Konditorin bin, sondern nur ein paar Kurse besucht habe. Backen ist schon immer meine Leidenschaft gewesen.

»Schätzchen, du hättest anrufen können«, meint Mark, umarmt mich und schiebt mich dann in die Wohnung. »Zieh die Schuhe aus, ich habe gerade gewischt.«

»Immer noch einen Putzfimmel, hm?«, sage ich schmunzelnd und bin froh, aus meinen nassen Sneakers zu schlüpfen.

»Ordnung ist das halbe Leben und man weiß nie, ob Mr Perfect nicht eines Tages vor der Tür steht, aber umdreht, weil die Wohnung ein Schlachtfeld ist«, erklärt Mark tadelnd.

Er reibt tatsächlich die Räder meines Koffers mit einem Tuch ab, bevor er ihn weiterschiebt. Mein Cousin ist wirklich ein Putzteufel. *Seinen* Mr Perfect hat er bisher noch nicht gefunden, aber das liegt sicher nicht an irgendeiner Unordnung.

»Komm, ich habe dein Bett bezogen. Du kannst dich gleich schlafen legen. Oder ...« Er zwinkert und deutet auf den offenen Wohnbereich.

Im Kamin brennt ein Feuer, auf dem Couchtisch stehen eine Flasche Whiskey und zwei Gläser.

»Ich liebe dich, das weißt du«, sage ich erleichtert.

»Klar, auf eine platonische Art liebe ich dich auch«, erwidert er. »Auch wenn du das falsche Geschlecht für mich hast.«

»Es wäre ohnehin platonisch, wir sind zu nahe verwandt«, erkläre ich mit einem Augenrollen.

»Ach«, er macht eine wegwerfende Handbewe-

gung. »Ich bringe den Koffer an seinen Platz und dann öffnen wir die Flasche und reden.«

Bevor ich etwas sagen kann, ist Mark schon auf dem Weg in das Zimmer, das ab jetzt meines sein soll. Als Kind habe ich bereits dort geschlafen, allerdings war es damals wie ein Hotel für mich und kein Zuhause. Grandma ist mit mir hergeflogen, wenn Sommerferien waren, weil sie ihre alte Heimat vermisste. Meistens war Mark dann auch hier in der Wohnung, die viele Jahre leer stand und nur als Feriendomizil fungierte. Daher haben mein Cousin und ich eigentlich schon immer ein recht enges Verhältnis zueinander.

Trotzdem fühlt es sich seltsam an, hier zu sein, und ich frage mich einmal mehr, ob ich mich richtig entschieden habe. War es klug, meine Karriere als Anwältin aufzugeben, um einem Traum nachzujagen? Immerhin bin ich Anfang dreißig und war kurz davor, einen Sprung in die Führungsebene der Kanzlei zu machen.

Aber etwas hat sich nie stimmig angefühlt, während ich dort gearbeitet habe. Genauso wie meine Beziehung zu Dominik sich immer seltsam angefühlt hat. Und damit hatte ich ja auch recht, wie ich jetzt weiß.

»Irgendwann bleibt die steile Falte auf deiner Stirn«, reißt Mark mich aus meinen Gedanken und reibt mit seinem Finger die Haut glatt. »Wieso hast du dich noch nicht um den Whiskey gekümmert?«

»Entschuldige, ich bin ...«, beginne ich und schlucke, weil meine Stimme zu brechen droht.

»Ach, Darling«, murmelt Mark und bevor ich

weiß, was los ist, zieht er mich in seine Arme. »Du warst so mutig. Warum lässt du dich jetzt von Ängsten überrollen?«

»Ich weiß nicht«, nuschle ich an seinem T-Shirt.

Dabei weiß ich es sehr genau. Meine Eltern haben klar gesagt, was sie von meiner Idee halten, nicht mehr als Anwältin zu arbeiten. Dass ich auch noch Konditorin sein will, haben sie erst recht nicht verstanden. Und wenn Mark keine Bäckerei besitzen würde, hätte ich mich vielleicht nie getraut, es zu versuchen.

Mark hat mich ermutigt und dafür bin ich ihm dankbar. Er scheint der Einzige in der Familie zu sein, der mich versteht.

»Komm, kein Alkohol ist auch keine Lösung«, meint Mark leichthin, zieht mich zum Sofa und drückt mich in die weiche Polsterung. Dann macht er sich am Verschluss der Whiskeyflasche zu schaffen.

»Was, wenn ich vollkommen versage?«, spreche ich meine Ängste aus, während er die Gläser viel zu voll füllt.

»Unsinn«, meint er und hält mir eines hin. »Du hast doch mich. Reich wird man mit einer Bäckerei zwar nicht, aber man kann ganz gut davon leben. Vor allem wenn man keine Miete zahlt, weil man eine Großmutter hatte, die einem ein so schönes Appartement hinterlassen hat. Das ich zwar mit dir teilen muss, aber du hast mir noch nie etwas für die Nutzung berechnet und jetzt wohnst du ja auch hier.«

»Und dann sind da noch die Einnahmen durch die restlichen Bewohner«, werfe ich ein.

Uns gehört nämlich nicht nur diese Wohnung,

sondern auch alle anderen in dem Gebäude, und die Mietpreise in London sind unverschämt.

»Ja, die auch«, gesteht er grinsend. »Also, keine Sorge. Wir werden vermutlich nie verhungern, weil wir Vorräte in der Konditorei haben und fixe Einnahmen durch dieses Haus.«

Mark hebt mir sein Glas entgegen und ich ringe mir ein Lächeln ab, bevor ich mit ihm anstoße. Ja, der Start in mein neues Leben ist ziemlich gut abgesichert. Trotzdem frage ich mich, wie es mit mir weitergehen wird. Und während ich mir meine Zukunft ausmale, taucht das kantige Gesicht des Fremden in meinen Gedanken auf, obwohl ich es nicht will. Diese Augen haben es mir angetan und dann die Lippen ...

Ob ich ihm wohl jemals wieder über den Weg laufen werde? Vermutlich nicht. Und das ist auch besser so.

KAPITEL 2 - HENRY



Wie Schokolade, so sahen sie aus, schießt es mir durch den Kopf und ich stöhne, weil ich den Absatz im Vertrag erneut von vorne lesen muss.

Die Augen der Frau gestern haben mich so in ihren Bann gezogen, dass ich seit dem Aufstehen darüber nachdenke, welche Farbe sie besitzen. Dabei ist sie noch nicht einmal mein Typ. Ihre dunklen Haare waren businessmäßig aufgesteckt, ihre Kleidung eher leger und irgendwie hat sie auf mich wie ein verirrter Welpe gewirkt. Deswegen konnte ich sie nicht am Bahnhof stehen lassen und habe gewartet, bis sie tatsächlich zu einer Haustür gegangen ist, in die ihr Schlüssel gepasst hat.

Ich war skeptisch, weil sie nicht in einem Hotel abgestiegen ist, aber wie es scheint, kennt sie jemanden hier.

Mit einem weiteren Stöhnen werfe ich den

Vertrag auf den Tisch und reibe mit den Fingern über meine Nasenwurzel. Wieso mache ich mir eigentlich Gedanken wegen so etwas?

Es ist ja nicht so, als würde ich sie wiedersehen wollen. Auch wenn sie in der Nähe wohnt und mir nicht aus dem Kopf geht, habe ich mehr als genug andere Probleme, die wichtiger sind. Da wäre mein Termin in einer Stunde, bei dem ich eine außergerichtliche Einigung in einem Scheidungsfall erzielen will. Ich habe nämlich keine Lust, vor Gericht zu gehen, weil der Ex-Mann meiner Mandantin ein Arschloch ist und sie bluten lassen will. Vor Gericht wartet außerdem immer die Presse auf mich und diese Aasgeier sind heiß auf Informationen, seit ich mich von meiner Verlobten Cecile getrennt habe. Obwohl sie diejenige war, die fremdgegangen ist, schafft sie es, sich als Opfer darzustellen. Und natürlich will jeder die neue Frau an meiner Seite als Erstes ablichten, sobald es eine gibt, und mir unangebrachte Fragen zu meinem Privatleben stellen. Wie ich es hasse.

Ich will nicht vor Gericht, aber konzentrieren kann ich mich gerade auch nicht. Als mein Telefon läutet und der Name meiner Sekretärin aufleuchtet, bin ich einen Moment erleichtert.

»Was gibt es, Margy?«, frage ich, als ich abhebe.

Einen Atemzug schweigt sie, dann schnalzt sie mit der Zunge. »Da ist aber jemand übel gelaunt.«

Margy ist die einzige Person, der ich es durchgehen lasse, so mit mir zu sprechen. Sie steht kurz vor der Pensionierung und ist die liebenswürdigste Frau, die ich kenne. Außerdem ist sie die Einzige, die

es schafft, meine ohnehin konfuse Termine unter Kontrolle zu halten und Bittsteller sowie Presseleute, die sich als Mandanten ausgeben, abzuwimmeln.

»Soll ich Ihnen einen Tee machen, Sir?«, fragt sie zuvorkommend.

»Sofern Sie ihn diesmal nicht mit Gin strecken«, erwidere ich.

»Aber Sir, das mache ich nicht, wenn Sie einen Termin mit einem gegnerischen Anwalt haben«, sagt sie entrüstet und mir entschlüpft ein Lächeln. »Nur wenn Ihre Tante anruft. Also ... Eigentlich müsste ich Ihnen doch einen Tee mit Gin bringen.«

Ich stütze meine Stirn mit einer Hand und schließe einen Moment die Augen. »Was will Louisa?«

In Wahrheit ist sie nicht meine Tante. Sie ist die Schwester meines Großvaters, hat sich aber immer um mich gekümmert. Allerdings spielt sie in letzter Zeit zu oft mein Gewissen, erinnert mich an das Erbe, das ich irgendwann antreten muss, obwohl ich es nicht will. Weil ich das Leben, das ich jetzt führe, will. Ich möchte Anwalt für Familienrecht sein.

Seit jenem Tag, an dem Louisa vor meinem Studentenzimmer stand und mir mit tränenbenetztem Gesicht gesagt hat, dass ich mit ihr kommen solle, ist alles anders und das Leben, in dem ich nur Anwalt bin, befristet.

»Ms Cuttington ersucht Sie, mindestens zehn der Termine wahrzunehmen, die sie ausgewählt hat«, erklärt Margy. »Ich habe sie Ihnen gerade geschickt.«

Eine Mail poppt auf und ich sehe mir die Liste an. »Zehn von zwölf«, brumme ich.

»Ja, Sir«, erwidert sie kleinlaut. »Außerdem sind jene markiert, die Ihre Tante bereits bestätigt hat. An denen müssen Sie zugegen sein.«

Ich verziehe den Mund, weil das bereits sieben sind. »Wie viel Verhandlungsspielraum habe ich?«, will ich wissen.

»Gar keinen, Sir«, antwortet Margy. »Ihre Tante sagte klar, dass zehn Termine bereits ein Kompromiss sind.«

Ich weiß, dass Margy versucht hat, Louisa herunterzuhandeln. Margy mag nicht so aussehen, aber sie ist knallhart, wenn es darum geht, mir den Rücken freizuhalten. Vermutlich hat sie ewig mit meiner Tante diskutiert, um diesen *Kompromiss* zu erreichen.

»Schön, ich wähle die Termine aus und schicke sie Ihnen zurück«, brumme ich, weil mir wohl keine Wahl bleibt. »Noch etwas?«

»Nein, Sir. Ich bringe dann Ihren Tee.«

»Danke, Margy.«

Nachdem wir aufgelegt haben, gehe ich die Liste in Ruhe durch. Fest ausgewählt sind bereits Eröffnungen von Kunstgalerien und die eines neuen Krankenhausflügels, den meine Familie finanziert hat. Andere Dinge, zum Beispiel ein Charitylauf oder der Besuch einer Aufführung des Kinderballetts, sind noch frei. Aber alles wird von uns unterstützt. Was ich einmal mache, wenn Louisa mir nicht mehr helfen kann und ich Verantwortung für ein ganzes Herzogtum trage, weiß ich nicht. Sie hat das Organisatorische schon für meinen Großvater gemangelt, seit meine Großmutter verstorben ist. Und da mein Großvater immer mehr von seinen Verpflich-

tungen zurücktreten muss, bindet sie mich stärker ein.

Ich schicke Margy die ausgewählten Termine zurück und kurz darauf sind sie bereits in meinem Kalender eingepflegt. Einige überschneiden sich mit Mandantengesprächen, aber ich bin sicher, Margy kümmert sich darum, wie sie es immer tut.

Mein Blick wandert auf den Vertrag vor mir und ich schiebe ihn fort. Zuerst lenken mich die Augen einer Frau ab, die ich nicht wirklich kenne, und dann meine Großtante mit diesen Dingen, die ich so hasse.

Den Atem ausstoßend stehe ich auf und trete ans Fenster. Die Oxford Street ist heute ziemlich belebt, was mich nicht wundert. In etwas weniger als einem Monat ist Weihnachten und die Leute rennen herum, um ihr Geld auszugeben. Mir kann dieses Fest gestohlen bleiben. Seit Jahren ist es nur eine lästige Pflicht und bald wird es ohnehin niemanden mehr geben, mit dem ich feiern will.

Als mein Handy surrt, ziehe ich es aus der Hosentasche und drücke den Anruf weg. Wie jeden Tag versucht Cecile, mich anzurufen. Ich weiß nicht, ob sie sich Hoffnungen macht, weil Louisa sie dazu anhält, mich nicht aufzugeben, oder ob sie einfach noch Gefühle für mich hegt. Was mich betrifft, ist die Zuneigung, die ich einmal für sie empfunden habe, in dem Moment erloschen, als ich sie mit einem anderen Mann in *meinem* Bett erwischt habe. Wobei diese Beziehung in meinen Augen ohnehin nur aus Vernunft entstanden ist.

Das ist eigentlich eine gute Basis für eine Ehe,

würde man meinen. Vernunft, Zuneigung und Freundschaft. Aber wenn das Vertrauen fehlt ... Tja.

Wieder wandern meine Gedanken zu der Frau von gestern. Vielleicht fasziniert sie mich so, weil sie nicht wusste, wer ich bin. Mich nicht anders behandelte, weil sie sich etwas erhofft hat. Sie war einfach ehrlich und das ist eine Eigenschaft, die nur die wenigsten Menschen in meinem Umfeld besitzen. Margy etwa. Und deswegen ist sie meine engste Vertraute und Verbündete.

Es klopft und meine Assistentin tritt ein. »Ihr Tee, Sir«, sagt sie und stellt die Tasse auf dem Schreibtisch ab.

Zumindest nehme ich das an, weil ich mich nicht zu ihr umdrehe. »Danke.«

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

»Nein«, antworte ich. »Danke.«

Margy verlässt den Raum und ich ertappe mich dabei, wie ich meinen Blick über die Menschen schweifen lasse und nach dem hellbraunen Trenchcoat Ausschau halte, den die Unbekannte gestern trug. Was lächerlich ist. Diesen Mantel gibt es bestimmt Tausende Male und trotzdem kann ich mich nicht abwenden.

»Das wird kein gutes Ende nehmen«, murmle ich und kehre an meinen Tisch zurück, um mich noch einmal an den Vertrag zu setzen.

KAPITEL 3 - FINE



Es ist immer ein seltsames Gefühl, zu seinem neuen Arbeitsplatz zu gehen. Besonders, wenn man ihn davor noch nie betreten hat. Ich kenne Marks Bäckerei nicht, weil er sie erst seit drei Jahren betreibt. So lang habe ich es schon nicht mehr nach London geschafft. Aber jetzt ist es endlich so weit.

Mark hat mich am ersten Tag ausschlafen und in Ruhe auspacken lassen, wofür ich ihm wirklich dankbar bin. Nach dem zweiten randvollen Glas Whiskey war mein Kopf bleischwer und meine Augen haben vor Tränen gebrannt, weil ich mit ihm über all meine Ängste gesprochen habe. Wie Mark es geschafft hat, in der Früh aufzustehen und zu arbeiten, weiß ich nicht. Aber er verdient einen Orden dafür.

Auch heute, an meinem zweiten Tag in London, wollte er mich am Morgen noch nicht dabei haben. Erst am Nachmittag hat er mich für meinen ersten

Arbeitstag in der Wohnung abgeholt und hergebracht. Weil er sich Zeit nehmen wollte, um mir alles zu zeigen.

Die Bäckerei liegt in der Oxford Street nur ein Stück von unserer Wohnung entfernt. Ich habe gehaut, dass Mark sie liebevoll dekorieren wird, aber das hier übertrifft all meine Erwartungen. Das Schaufenster sieht aus, als wäre man in ein Märchen gesprungen. In den Nussknacker vermutlich, denn die Fassade ist rosa, auf der in goldenen Lettern »Heavenly Cakes« steht. Jetzt ist sie zudem weihnachtlich geschmückt, mit grünen Girlanden voller silberner und rosaroter Kugeln. An den Fenstern stehen weiße Bäumchen, an denen Lebkuchenfiguren hängen, und Häuschen voller Zuckerguss und Perlen.

»Na, was denkst du?«, fragt Mark, der meinen Arm hält.

»Es ist perfekt«, hauche ich. »Du bist ein Künstler.«

»Genau wie du«, erwidert er. »Wenn deine Eltern nicht so verbohrte wären, hättest du vermutlich bereits ein Imperium wie Martha Stewart aufgebaut.«

Ich schmunzle. »Meinst du, ja?«

»Fine, ich kenne deine Torten und Pralinen von meinen Besuchen bei dir und natürlich Instagram. Sie alle sind echte Kunstwerke. Nur deswegen habe ich dich ermuntert herzukommen. Weil du eine Gabe besitzt«, erklärt er und zum ersten Mal wirkt Mark ernst. »Lass sie nicht verkommen, nur weil jemand deine Magie nicht erkennt und dich in eine andere Richtung drängen will.«

Ich presse meine Lippen zusammen, die zu beben begonnen haben. »Danke«, bringe ich heraus.

Mark lächelt mir zu und führt mich hinein. Der Laden ist voll, an den Tischen sitzen Leute mit Kaffee, Tee und heißer Schokolade sowie Kuchenstücken. Vor der Theke wartet eine Schlange darauf, sich mit Gebäck zu versorgen.

»Das Geschäft läuft offensichtlich gut«, meine ich, während wir Jen zuwinken, die im Verkauf aushilft, sonst aber Kellnerin ist.

»Weihnachten ist immer eine gute Zeit«, entgegnet Mark stolz. »Von Oktober bis zum ersten Weihnachtstag machen wir etwa den doppelten bis dreifachen Umsatz der restlichen Monate.«

»Wow«, gebe ich von mir und betrachte noch einmal den Verkaufsraum, bevor wir in der Backstube verschwinden.

Sie ist überschaubar, aber so ordentlich, wie ich es von Mark gewohnt bin. Alles glänzt und selbst der Fußboden sieht aus, als könnte man von ihm essen.

»Normalerweise backen wir in der Früh, aber in der Weihnachtszeit haben wir Sonderbestellungen, die wir tagsüber abarbeiten«, erklärt er. »Deine Kreationen würde ich erst einmal nur probeweise anbieten. Um zu sehen, was die Leute annehmen.«

»Einverstanden«, ringe ich mir ab.

Irgendwie bin ich enttäuscht. Ich dachte, ich könnte mich hier austoben. Aber natürlich muss Mark wirtschaftlich denken. Das leuchtet mir ein.

»Morgen haben wir eine kleine Vorweihnachtsveranstaltung«, reißt mein Cousin mich aus den Gedanken. »Wir backen mit Kindern für einen guten

Zweck. Dafür brauchen wir jede Menge Lebkuchen und Mürbteig. Hilfst du mir dabei, alles vorzubereiten?«

»Klar, solche Teige mache ich am liebsten«, verkünde ich und kremple die Ärmel hoch.

»Nein, nein«, hält Mark mich streng davon ab, die Zutaten zu holen. Er führt mich zurück Richtung Verkaufsraum und bleibt vor einer Tür stehen. »Das ist unser Büro und die Umkleidekabine. Da drinnen warten eine Kochjacke und Hosen auf dich. In meiner Backstube herrscht Ordnung.«

»Ja, Sir«, erwidere ich und salutiere.

Mark bricht in Gelächter aus, dann scheucht er mich in den Raum. So aufgeräumt die Backstube ist, so chaotisch wirkt hier alles. Ordner quellen über, lose Zettel liegen auf dem Tisch und der Computer stammt vermutlich noch vom Vorbesitzer, der ihn in den 1980ern angeschafft hat. Dafür liegt meine Kleidung fein säuberlich auf einem Stuhl. Schnell ziehe ich sie an und kehre in die Backstube zurück.

»Du brauchst wohl Hilfe bei der Buchhaltung«, meine ich, während ich die Tür schliesse.

»Ja, das ist der Grund, warum du am Anfang nur nachmittags backen wirst«, gesteht Mark.

»Aha.« Ich rümpfe die Nase und er setzt den Dackelblick auf, zu dem ich nicht Nein sagen kann. »Gut, ich kümmere mich darum.«

»Danke, Darling.« Er seufzt erleichtert und deutet auf die Zutaten, die er bereits hergerichtet hat.

»Grandmas Rezept«, hauche ich, als ich sie betrachte. Unsere Großmutter hat ihr Lebkuchengewürz immer selbst gemischt. Neben den klassischen

Zutaten wie Zimt, Nelke, Kardamom und Muskat hat sie noch Vanille und Kakaoraspel hineingegeben.

»Natürlich, Traditionen sind wichtig«, erwidert Mark ergriffen.

Ich taste nach seiner Hand. »Sie fehlt mir.«

Erinnerungen kommen hoch. An die ersten Weihnachtsplätzchen, die ich mit Grandma gebacken habe. Sie hat mich immer ermuntert, meinem Bauchgefühl zu vertrauen, sowohl beim Backen als auch im Leben. Ich habe so viel von ihr gelernt und wünschte mir, sie wäre heute hier und würde mir sagen, ob meine Entscheidung richtig war.

Meine Kehle wird eng und ich blinzele gegen die Tränen an. Grandma hätte mich verstanden oder mir zumindest nicht das Gefühl gegeben, verrückt geworden zu sein.

»Mir auch«, murmelt Mark, drückt meine Hand und seufzt dann. »Komm, wir haben viel zu tun.«

Ich nicke und beginne, die Gewürze zu wiegen und zu mischen, während Mark Butter mit Honig schmilzt. Lebkuchenteig muss über Nacht ruhen, damit man ihn gut verarbeiten kann, genau wie Mürbteig. Wir machen mindestens zwanzig Kilo von beidem und ich frage mich, wer das alles ausstechen und verzieren soll. Aber es macht Spaß und ich hoffe, dass auch die Kinder ihre Freude daran haben werden.

Der Laden ist längst geschlossen, als wir fertig sind. Nur Jen ist noch da, mit einer Tasse Kakao für jeden von uns. Während wir Teig gemacht haben, hat sie hier die Tische zusammengeschoben und schon Ausstechformen, Zuckerguss und Verzierungen

darauf verteilt. Kleine Schürzen hängen über den Stühlen und Kochmützen liegen darauf.

»Ihr nehmt das richtig ernst«, sage ich mit einem Schmunzeln.

»Die Kinder, die morgen kommen, hatten ein schweres Jahr«, erklärt Jen.

Mark nickt. »Es gibt viele Familien, die sich kein richtiges Weihnachtsfest leisten können. Da helfen wir zumindest mit ein paar Keksen aus.« Er seufzt. »Es ist nicht viel, aber ein kleiner Lichtblick für die Kinder.«

»Dann finde ich es umso schöner, dass wir das hier machen«, verkünde ich.

»Also hilfst du auch bei der Kinderbetreuung?«, will mein Cousin wissen.

»Klar, auch wenn ich mit Kindern nicht viel Erfahrung habe.«

Mein Mund wird bei den Worten trocken und ich berühre verstohlen meinen Bauch. Dann lasse ich die Hand sinken und hoffe, niemand hat etwas bemerkt.

»Haben wir alle nicht«, meint Jen mit einem Zwinkern. »Wird schon schiefgehen.«

»Aber du musst einen hässlichen Weihnachtspull-over anziehen und gestreifte Strümpfe zu einem Rock«, fügt Mark hinzu. »Immerhin wollen wir Weihnachtsstimmung verbreiten.«

»Mit einem hässlichen Weihnachtspullover?«, brumme ich. »Aber einverstanden. Wenn du auch einen trägst.«

»Klar.« Mark zwinkert und ich habe das Gefühl, dass sein Pullover nicht halb so hässlich sein wird wie meiner.

Wir trinken den Kakao aus und schließen den Laden ab, als wir gehen. Auf dem Heimweg bleibe ich immer wieder stehen und sehe mir die Auslagen der Geschäfte an. Wobei ich eher die Menschen mustere, die noch auf den Straßen unterwegs sind. Was absolut schwachsinnig ist, aber irgendwie ... hoffe ich, dem Fremden von vorgestern zu begegnen.

»Du hast Montag einen freien Tag«, sagt Mark, der ungeduldig klingt. »Dann kannst du shoppen.«

»Das ist es nicht«, erkläre ich kleinlaut und schiebe meine Hände in die Jackentaschen.

»Sondern?«

»Nichts«, murmle ich.

Ich muss meinem Cousin nicht von dem gut aussehenden, aber emotionslosen Typen erzählen, der mich bei meiner Ankunft mehr oder weniger gerettet hat. Mark würde nämlich darauf bestehen, dass wir ihn suchen, nur damit er ihn bewerten kann. Sollte er ihm gefallen, würde er mit mir Pläne schmieden, um ihn aufzureißen. Weil Mark natürlich nicht weiß, wie wenig ich gerade jetzt einen Mann in meinem Leben will.

»*Nichts* sieht aber anders aus«, meint Mark und grinst. »Hältst du nach Mr Perfect Ausschau?«

»Lass gut sein«, weiche ich aus und beschleunige meine Schritte.

Nachdem wir die Wohnung betreten haben, gehe ich gleich in mein Zimmer, aber Mark folgt mir natürlich.

»Was ist los?«, will er wissen. »Wieso reagierst du so auf meine kleine Stichelei? Ich dachte, du bist über diesen Mistkerl Dominik hinweg.«

»Bin ich auch«, schnaube ich.

Dominik und ich sind seit Monaten getrennt. Den Grund kennt Mark allerdings nicht. Er denkt, Dominik sei fremdgegangen. Wenn es nur das gewesen wäre ...

»Na, warum bist du dann so sauer?«, hakt er mit in die Hüften gestemmten Fäusten nach.

»Ich will einfach nicht über Männer nachdenken«, erkläre ich. »Für die nächsten zehn Jahre habe ich davon die Schnauze voll.«

Mark seufzt theatralisch. »Zehn Jahre ist ziemlich lang«, meint er schließlich. »Dann bekommst du nur die ab, die keiner will.«

»Manchmal nicht lang genug«, entgegne ich. »Und dabei würde ich es gerne belassen.«

»In Ordnung, aber falls du doch reden willst ... findest du mich in der Küche, wo ich Abendessen für uns mache.«

Damit verlässt Mark mein Zimmer und ich stoße den Atem lang gezogen aus. Wieso habe ich überhaupt nach diesem Fremden Ausschau gehalten? Er war arrogant und kalt, auch wenn er mir geholfen hat. Und er war sexy und elegant und zuvorkommend ... Ich reibe mir über die Schläfen. So jemanden brauche ich nicht in meinem Leben. Und davon lasse ich mich auch nicht abbringen.



Am nächsten Tag fühle ich mich alles andere als fit, weil ich vor Aufregung kaum geschlafen habe. Mark und ich müssen heute zwar erst um sieben Uhr in der

Bäckerei sein, trotzdem kommt es mir vor, als wäre ich gerade erst ins Bett gefallen.

Zum Glück ist Jen da, versorgt uns mit Kakao und herzhaftem Frühstück, während wir backen und die Teige portionieren.

Um neun Uhr geht es dann los und die ersten Kinder stürmen mit ihren Eltern den Laden. Mark, Jen und ich geben uns alle Mühe, ihnen zu helfen und einen unvergesslichen Tag zu bereiten. Es ist schön zu sehen, dass ihnen das Ausstechen und Dekorieren Freude macht und Lächeln auf ihre Gesichter zaubert, während Weihnachtslieder erklingen und es nach Zucker und Zimt duftet.

Wobei die Kleinen vermutlich am meisten über meinen Pullover lachen, denn Mark hat mich mit einem rot-weiß gestreiften Teil mit riesigem Rentierkopf ausgestattet. Und die rote Nase in der Mitte ist mit einer Glühbirne versehen, leuchtet also hell auf. Ich bin froh, dass die Kinder das hauptsächlich süß finden, sonst wäre ich auf Mark, der einen ziemlich schlichten grünen Pullover mit einer Schneeflocke trägt, richtig sauer.

Gegen Mittag wird mein Cousin nervös und verschwindet im Büro. Als er rauskommt, trägt er seinen Mantel.

»Du musst kurz ohne mich klarkommen«, raunt er mir zu.

»Was?«, quietsche ich und sehe mich um. »Hier sind mindestens fünfzehn Familien. Jen und ich schaffen das zu zweit nicht.«

»Ich bin nicht lange weg, aber ich muss etwas erledigen«, entgegnet Mark. »Es ist wichtig. Bitte,

Fine. Ich würde dich hier nicht allein lassen, wenn es anders ginge.«

Ich beiße mir auf die Unterlippe, dann nicke ich. »Schön.«

Er gibt mir einen Kuss auf die Wange. »Danke. Du bist ein Engel.«

Bevor ich noch etwas sagen kann, stürmt Mark aus dem Geschäft, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. Lang kann ich ihm nicht nachsehen, denn die Kinder fordern all meine Aufmerksamkeit.

Während ich Schokoladendrops als Schneemannknöpfe in den Teig drücke, stellen sich meine Nackenhaare auf. Irgendetwas braut sich über mir zusammen. Ich bin nur noch nicht sicher, was.

KAPITEL 4 - HENRY



Auf dem Weg zu einem meiner Termine, die Louisa mir befohlen hat, läutet mein Handy. Ich will den Anruf wegdrücken, doch dann sehe ich den Namen meiner Tante auf dem Display, bleibe stehen und hebe ab.

»Tante Louisa, was verschafft mir die Freude? Willst du kontrollieren, ob ich mich vor dem Termin drücke?«

Einen Moment ist es still, dann räuspert sich meine Tante. »In Anbetracht der Tatsache, dass ich dich meistens zwingen muss, solche Verpflichtungen zu übernehmen ... Wundert es dich?«

»Wie du hören kannst«, sage ich so ruhig wie möglich, »befinde ich mich mitten auf der Oxford Street, um deinen Wunsch zu erfüllen und einen Scheck zu überreichen.«

»Wunderbar«, meint sie. »Du trägst hoffentlich einen vornehmen Anzug?«

»Ich komme aus dem Büro«, erwidere ich ein wenig gereizt. »Natürlich trage ich einen Anzug. Aber ich wüsste nicht, wieso das von Bedeutung wäre.«

»Nun, es wäre möglich, dass ein Fotograf und ein Reporter auf dich warten«, erklärt sie.

Ich kneife die Augen zusammen und atme dreimal tief durch. Das hat sie nicht wirklich getan, oder? Sie weiß, wie sehr ich die Presse hasse. Während ich versuche, mich wieder zu beruhigen, fährt meine Tante fort.

»Das ist erst der Beginn einer Reihe von Verpflichtungen, die du wahrnehmen musst, und du hast dich lange aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Bis vor Kurzem konnte ich noch behaupten, es läge am Liebeskummer, aber irgendwann zieht diese Ausrede nicht mehr.«

»Du weißt sehr genau, dass es keinen Liebeskummer gibt.« Ich muss mir Mühe geben, nicht zu knurren, denn die Einmischungen meiner Tante nehmen langsam überhand. »Und ich wäre dir dankbar, wenn du Cecile nicht weiter ermutigen würdest, um mich zu kämpfen. Um ehrlich zu sein, bin ich froh, dass wir unsere Verlobung gelöst haben.«

»Sie ist eine Lady und wäre die richtige Frau an deiner Seite«, entgegnet Louisa in herablassendem Tonfall. »Besonders wenn du bald der ...«

»Ich weiß, was ich bald sein werde«, unterbreche ich sie scharf. »Und nur um Großvaters willen bin ich bereit, all das mitzumachen, was du dir überlegst. Damit er sich nicht auch noch darum sorgen muss. Aber wen ich heirate und wen nicht, wird immer

meine Entscheidung sein. Also hör auf, Cecile anzustacheln. Mach ihr lieber klar, dass sie aufgeben und sich jemand anderen suchen soll.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, lege ich auf. Meine Finger schließen sich viel zu fest um das Handy und es wundert mich, dass es nicht laut knackt. Bevor ich es zerstöre, stecke ich es ein und setze meinen Weg fort.

Auf Begleitschutz habe ich bewusst verzichtet. Solange es möglich ist, möchte ich ein gewöhnliches Leben führen. Deswegen hasse ich es, von der Presse abgelichtet zu werden. Weil mich dadurch irgendwann jeder auf der Straße erkennen wird. Nicht dass ich so bekannt wäre wie die Königsfamilie, aber ich habe jetzt schon keine Lust, mich mit Bittstellern oder Groupies herumzuschlagen.

Mit einem unangenehmen Knoten im Magen bringe ich den Rest der Strecke hinter mich. Louisa hätte mich vorwarnen können. Der einzige Grund, warum ich diesen Termin gewählt habe, ist der, dass in der Beschreibung nichts von Presse stand. Da hat sie mich mal wieder überrumpelt.

Bei der von Margy notierten Adresse bleibe ich stehen und betrachte das Kunstwerk in Rosa. An dieser Bäckerei laufe ich jeden Tag vorbei und fand sie immer etwas zu kitschig, obwohl der Duft, der aus dem Inneren strömt, mich öfter fast hineingelockt hätte. Aber ich kenne mich. Wenn ich einmal mit Süßkram beginne, höre ich nicht damit auf, ihn zu essen, und irgendwann gleicht mein Sportprogramm die zusätzlichen Kalorien nicht mehr aus. Genügsamkeit war nie meine Stärke.

»Eure Lordschaft«, reißt mich eine Stimme von dem Anblick der Bäckerei los.

Zwei Männer in verknitterten Trenchcoats stehen vor mir. Einer hält eine Kamera in der Hand, der andere sein Handy. Um ihre Hälse baumelt jeweils ein Presseausweis. Zumindest tarnen sie sich nicht wie viele andere Aasgeier ihres Berufsstands.

»Wir sind vom Daily ...«

»Unwichtig«, unterbreche ich den Mann mit dem Handy. »Ich hole den Eigentümer heraus, dann machen Sie Ihre Fotos und dürfen zwei Fragen stellen.«

»Zwei Fragen? Aber ...«

»Das ist mein letztes Wort«, verkünde ich und lasse die Männer zurück.

Ich habe keine Lust, hier Rede und Antwort zu stehen. Zwei Fragen kann ich irgendwie hinter mich bringen. Und falls sie weitermachen, habe ich durch die Scheckübergabe eine Ausrede, die mir hilft, sie zu unterbrechen. Alles perfekt durchdacht.

Mein Plan bekommt allerdings Risse, als ich *sie* sehe. Zwar trägt sie ihre dunkelbraunen Haare heute zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und einen abscheulichen Pullover mit genauso hässlichen Strumpfhosen. Aber ich erkenne sie sofort. Die Frau vom Bahnhof. Die, deren Augenfarbe mich auch heute noch beschäftigt.

Mein Mund wird trocken, während ich sie dabei beobachte, wie sie mit Kindern Lebkuchenmänner dekoriert. Sie lächelt mit ihren knallrot geschminkten Lippen und scheint etwas zu erklären. Das beschleunigt meinen Puls auf verwirrende Art.

Verflucht, warum muss sie ausgerechnet hier arbeiten?

Die Hand, die ich an die Klinke gelegt habe, bebte leicht. Wieso macht sie mich so nervös? Das hier ist etwas Geschäftliches und umkehren geht nicht. Also öffne ich die Tür und trete in den Raum, der nach Zimt und Schokolade duftet.

Zuerst beachtet mich niemand, weil die Kinder mit ihren Keksen beschäftigt und die beiden Frauen, die ihnen helfen, vollkommen auf sie konzentriert sind. Erst als ich auf die zweite Frau zugehe, die vermutlich ebenfalls hier arbeitet, scheint sie mich wahrzunehmen. Auch sie trägt einen abscheulichen Pullover mit einem weihnachtlichen Motiv darauf und ihre Augen werden erstaunlich groß, als ich vor ihr stehen bleibe.

»Ich suche den Geschäftsführer«, sage ich und versuche, dabei nicht wie ein Mafiaboss zu klingen.

Das wirft Margy mir oft vor. Sie behauptet, ich schüchtere Leute ein. Und wenn ich mir die Frau vor mir so ansehe, glaube ich langsam, sie könnte recht haben. Denn kaum habe ich den Satz vollendet, reißt sie die Augen noch weiter auf und stammelt etwas, das ich nicht verstehe. Dann räuspert sie sich und nickt.

»Mr Bishop ist gerade nicht hier, aber seine Cousine ist sozusagen die zweite Geschäftsführerin«, erklärt sie kaum hörbar und deutet – wie könnte es anders sein? – auf die Frau im gestreiften Rentierpullover.

Sie hastet voraus, tippt ihr auf die Schulter und flüstert ihr etwas ins Ohr. Es grenzt an ein Wunder,

dass die andere Frau nicht vom Stuhl kippt, so schnell, wie sie sich umdreht, um mich anzusehen. Ihr Gesicht war vorher schon blass, aber jetzt erinnert es an einen Geist. Und die roten Lippen stechen noch mehr hervor, als wollten sie mich verlocken, etwas Unüberlegtes zu tun. Ob sie so verführerisch schmecken, wie sie aussehen?

Gott, woran denke ich da gerade?

Endlich steht die Frau auf, die ich schon viel zu lange anstarre, und kommt langsam auf mich zu. »Sie«, ist alles, was sie sagt.

»Ich«, erwidere ich und betrachte ihr Outfit. Wer auch immer es ausgesucht hat, wollte wohl, dass sie lächerlich aussieht. Und trotzdem ... finde ich sie hinreißend.

Bevor meine Gedanken weiter in eine völlig unpassende Richtung abdriften, ziehe ich den großen Scheck für das Foto aus meinem Mantel. »Die Stiftung meiner Familie möchte dem ›Heavenly Cakes‹ eine Spende für dieses Projekt zukommen lassen«, verkünde ich und hoffe, es klingt feierlich genug.

Sie zögert, dann will sie die Hände danach ausstrecken, doch ich schüttele den Kopf.

»Sie müssen mit mir hinausgehen und ein Foto machen«, erkläre ich und merke selbst, wie brummig ich klinge.

»Was?«, fragt sie und blickt an sich hinab. »Aber ich sehe aus wie eine Weihnachtsselfe.«

»Ich weiß«, entgegne ich.

»Und ich habe sicher überall Mehl und Zuckerguss und ...«

Mit einem Schnauben ziehe ich ein frisches Stoff-

taschentuch aus meinem Mantel und wische ihr behutsam die Krümel von der Wange. Sie erstarrt und mir wird bewusst, dass ich mich vollkommen unangemessen ihr gegenüber verhalte. Um mich zurückzuziehen, ist es zu spät und eine Entschuldigung wäre irgendwie seltsam.

»Jetzt sind Sie vorzeigbar«, verkünde ich deswegen und räuspere mich, während ich das Taschentuch wieder einpacke.

Sie sieht sich verstohlen um und ich ahne, dass sie nach einem Fluchtweg sucht. Bevor sie also ihren Plan in die Tat umsetzt und fortläuft, umfasse ich ihren Ellbogen und ziehe sie so sanft wie möglich Richtung Tür.

»Hören Sie, das muss doch anders gehen«, sagt sie flehentlich. »Mein Cousin wird bald zurück sein, er musste nur etwas erledigen, und ...«

»Mein Terminplan ist recht voll«, falle ich ihr ins Wort. »Und mein Besuch wurde angekündigt. Ich bin pünktlich und damit haben Sie jetzt die Ehre, auf dem Foto zu landen.«

Ich muss sie nicht ansehen, um zu wissen, dass sie das nicht als Ehre empfindet. Und ich kann sie durchaus verstehen. Trotzdem, ich will das hinter mich bringen, auch wenn es ihr nicht gefällt und sie vermutlich – vollkommen zu Recht – sauer auf mich ist.

»Meine Herren«, sage ich draußen, während ich den Scheck entfalte und meiner unfreiwilligen Partnerin hinhalte. »Wir können beginnen.«

Jetzt drücke ich der Frau das Papier in die Hand und stelle mich in angemessenem Abstand zu

ihr hin. Die zwei Männer betrachten uns verwundert, bis ich mich räuspere. Dann hebt der eine seine Kamera an.

»Sehen Sie bitte beide zu mir und lächeln Sie«, fordert der Fotograf.

Ich ringe mir ein Lächeln ab und weiß, dass es gekünstelt wirkt. Innerlich verkrampfe ich mich, als die Frau näher an mich herantritt, weil sie ihren hässlichen Pullover hinter dem Scheck verstecken will. Aber ich rühre mich nicht, denn ich kann sie verstehen. Am liebsten würde ich mich jetzt auch irgendwo verbergen. Oder sie an mich ziehen und mit ihr türmen.

Verdammt, was ist nur in mich gefahren?

»Warum die Spende an eine Bäckerei?«, fragt der Mann mit dem Handy, der damit wohl das Gespräch aufnimmt, während sein Kollege knipst.

»Es ist eine wunderbare Sache für die Nachbarschaft und Familien«, erwidere ich mit erstarrter Miene.

Die Frau neben mir gibt ein Schnauben von sich und ich riskiere einen Blick in ihr Gesicht, das zu einem verkrampften Lächeln verzogen ist. Irgendwie fühle ich mich schuldig, sie in diese unangenehme Situation gebracht zu haben.

»Gibt es bei Ihnen zu Weihnachten auch Kekse?«

Eine blödere Frage ist ihm wohl nicht eingefallen. »Nein«, entgegne ich knapp. »Das waren Ihre zwei Fragen.«

»Aber ...«

»Ich muss mit der Geschäftsführerin jetzt noch etwas klären«, unterbreche ich den Reporter, lasse

den Scheck sinken und berühre dafür die Schulter der Frau. »Schönen Tag noch, meine Herren.«

Sanft schiebe ich die Geschäftsführerin in die Bäckerei zurück. Dabei fällt mir das Namensschild an ihrem Pullover auf, das ein Stück über dem Rentiergeweih angebracht ist. »Fine« steht darauf. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass man ihren Namen nicht »Fein« ausspricht, also wie das englische Wort für »gut«.

»Haben Sie so etwas wie ein Büro, wo ich Ihnen den richtigen Scheck ausstellen kann?«, frage ich, als wir wieder im Inneren sind.

Wortlos nickt sie und führt mich zwischen den lachenden Kindern und den Kekskrümeln hindurch. Dann öffnet sie eine Tür, schaltet das Licht an und geht hinein.

Berge von Zetteln und unordentlichen Aktenordnern empfangen mich. Der Raum besitzt kein Fenster und es riecht ein wenig muffig. Ganz anders als in der Bäckerei, wo alles weihnachtlich duftet.

»Sie brauchen dringend Hilfe bei Ihrem Ablagesystem«, spreche ich das Offensichtliche aus, während ich die Tür schliesse.

»Mein Cousin hat mir erst gestern erklärt, dass ich mich darum kümmern soll«, entgegnet sie ein wenig schnippisch. Und irgendwie reizt mich das an ihr gerade besonders. »Aber wenn Sie Angst haben, dass Ihr Scheck hier verschwindet, Mr ...«

»Lancaster«, helfe ich ihr aus. »Henry Lancaster. Und Sie sind?«

»Fine Wagner«, stellt sie sich vor.

Ah, man spricht ihren Namen also wirklich nicht englisch aus. Immerhin.

»Ist das ein üblicher Name in Österreich?«, hake ich nach. Woher das Interesse kommt, weiß ich nicht, vielleicht liegt es an dem außergewöhnlichen Klang. Oder an der Art, wie ihr Blick sich ändert, wenn ich mit ihr rede.

»Also, eigentlich ist es eine Abkürzung von ›Josefine‹. Ich bin nach meiner Großmutter benannt und damals war das vielleicht ein passender Name, aber heute nicht mehr. ›Josi‹ hat mir nicht gefallen und irgendwann hat man mich Fine gerufen«, plappert sie los, bis sie eine Hand vor ihre knallroten Lippen hält. »Entschuldigung, ich rede zu viel, wenn ich nervös bin.«

»Ist mir aufgefallen«, murmle ich.

»Sie sind aber auch einschüchternd, so groß, wie Sie sind.«

»Ich bin gerade mal sechs Fuß und vier Zoll groß«, werfe ich ein.

»Und im metrischen System wären das ...«

»Einsdreiundneunzig.« Ich atme geräuschvoll aus, obwohl mich ihre Frage belustigt.

»Oh«, macht sie nur und knetet ihre Hände.

Um uns beide nicht länger zu quälen, stelle ich den Scheck aus, ziehe zwei Zettel aus meiner Manteltasche und halte sie ihr hin. Dabei steigt mir ihr Parfum in die Nase und mit einem Mal will ich mein Gesicht in ihrem Haar vergraben. Mit mir stimmt doch etwas nicht. »Bitte unterschreiben Sie das, als Bestätigung, dass Sie den Scheck erhalten haben.«

Sie nimmt die Seiten entgegen und beginnt, sie durchzulesen.

»Die Unterschrift ist am Ende der letzten Seite notwendig«, erkläre ich ungeduldig, weil ihre Nähe mich nervöser macht, als sie sollte.

»Ich sehe es mir trotzdem genau an«, murmelt sie. »Ist eine Angewohnheit, ich bin ... war Anwältin mit Spezialisierung auf Wirtschaftsrecht. Und unterschreibe nie etwas, ohne es zu lesen.«

Ich hebe eine Augenbraue. »Tragen alle Anwälte in Österreich rot-weiß gestreifte Pullover mit blinkenden Rentieren darauf?«

Keine Ahnung, warum ich so mit ihr rede, aber etwas an ihr reizt mich dazu, sie zu triezen.

Fine hebt den Blick und ein kampflustiges Funkeln erscheint in ihren Augen, das meinen Körper in Flammen aufgehen lässt. »Wow, mit einem Satz haben Sie nicht nur mich, sondern ein ganzes Land beleidigt.«

Sie lässt das Papier sinken und verschränkt die Arme vor der Brust, wohl um den Rentierkopf zu verdecken. Verdammt, jetzt ist dieses hässliche Ding nicht mehr zu sehen und alles in mir drängt mich dazu, sie zu berühren.

»Sagen Sie, halten Sie sich generell für etwas Besseres oder liegt es an mir, weil ich keine Britin bin? Denn wissen Sie ...«

Weiter lasse ich sie nicht sprechen. Mit zwei schnellen Schritten bin ich bei ihr, schiebe sie gegen die Wand und stütze einen Arm neben ihrem Kopf ab. Ihre Augen sind weit aufgerissen und sie starrt mich an. Zwar lasse ich ihr dennoch die Möglichkeit

zu fliehen, aber sie bleibt einfach stehen. Nur ihr Brustkorb hebt und senkt sich, während ich mich zu ihr beuge und meine Lippen dieses verführerische Rot berühren.

Für gewöhnlich mache ich so etwas nicht, aber diese Frau reizt mich so unglaublich, dass ich alle Bedenken und Zurückhaltung über Bord werfe. Und die Wärme ihrer Lippen belohnt mich dafür, genauso wie ihr Geschmack nach Zimt und Zucker. Fast wie das Versprechen einer kleinen Köstlichkeit.

Die Zettel landen geräuschvoll auf dem Boden und ich erwarte, dass sie die Hände hebt, um mir eine zu knallen. Stattdessen schiebt sie ihre Finger in meinen Nacken und fährt durch meine Haare. Dann öffnet sie ihren Mund für mich und erlaubt mir, ihn zu erkunden. Sie stöhnt leise und ich ziehe sie von der Wand zurück, lege meine Hände an ihre Taille und stöhne selbst, als sie sich an mich drückt.

Als hätte sie alle Scheu verloren, tastet ihre Zunge meine ab und entlockt mir einen kehligen Laut. Meine Finger streichen über den kratzigen Saum des Rentierpullover. Und ich schwöre, wenn sie so weitermacht, werde ich das tun, was ich schon vorhin hätte tun sollen: ihr das hässliche Ding vom Leib reißen.

KAPITEL 5 - FINE



*M*eine Finger streichen durch sein Haar und ich schiebe mich noch enger an ihn. Was ist nur in mich gefahren, dass ich einen wildfremden Mann *so* küsse? Ich meine ... das ist kein schüchterner erster Kuss, das ist ein Inferno aus aufgestaumtem Verlangen und Sehnsucht.

Und verdammt, dafür, dass ich mir einreden wollte, er wäre kühl und arrogant, küsst der Mann unglaublich gut. Mit so einem Kuss könnte er glatt einen Wettbewerb gewinnen. Seine Zunge ist fordernd und zärtlich zugleich und sein Körper ... Gott, was ist nur mit mir los?

Alles in mir will noch mehr von ihm, will, dass er die Akten auf dem Tisch herunterlegt und mich stattdessen darauflegt. So bin ich doch sonst nicht.

Und trotzdem dränge ich mich enger an ihn und keuche, als seine Hand tiefer wandert, bis sie nicht länger an meiner Taille liegt, sondern an meinem

Hintern. Wie von selbst hebe ich das Bein und er macht genau das, was ich mir wünsche. Er zieht mich zu sich und presst seine Finger in mein Gesäß, damit ich mein Bein um seine Hüfte schlingen kann. Dann gibt er dieses göttliche Stöhnen von sich, das all meine Bedenken fortspült.

Als er dann auch noch meine Zunge mit seiner umspielt, ist es um mich geschehen. Dieser Kuss verbrennt mich und gleichzeitig löst er etwas in mir aus, womit ich nie gerechnet hätte. Ich will diesen Mann so sehr, dass es schon fast wehtut.

»Fine, es tut mir leid, ich ... Heilige Scheiße«, entfährt es Mark.

In dem Moment, als ich seine Stimme wahrnehme, stoße ich Mr Kusswettbewerbssieger von mir und ringe um Atem. Ich starre Mark an, dessen Blick zwischen mir und Mr Lancaster hin- und hergleitet, bevor er sich räuspert.

»Mann, die letzten zehn Jahre sind aber wie im Flug vergangen«, sagt er mit einem Grinsen, bevor er sich Mr Lancaster zuwendet.

Auch ich beobachte ihn, wie er sich mit beiden Händen durch die Haare fährt und dann an seiner Krawatte herumzupft. Allerdings richtet er sie nicht wirklich. Ich glaube, er braucht einfach etwas, um seine Finger zu beschäftigen. Wie ich ihn gerade darum beneide ... Ich streiche zwar die Falte in meinem Pullover glatt, aber das dauert nicht ansatzweise so lang, wie eine Krawatte zu richten, und lenkt auch nicht so richtig ab.

»Verzeihen Sie mir, Eure Lordschaft, dass ich

nicht hier war«, meint Mark schließlich, da wir beide kein Wort sagen.

Moment ... Lordschaft?

»Aber meine Cousine scheint mich würdig vertreten zu haben«, fährt er fort und wirft mir wieder ein blödes Grinsen zu.

»In der Tat«, ringt Mr Lancaster sich ab.

Er macht einen Schritt auf mich zu und alles in mir beginnt zu kribbeln. Dann beugt er sich jedoch hinab und hebt die beiden Zettel auf, die ich fallen gelassen habe. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, geht er auf meinen Cousin zu.

»Wenn Sie mir hier bitte den Erhalt der Spende quittieren würden ...«

»Natürlich«, stimmt Mark eifrig zu, zieht einen Stift aus seiner Hosentasche und kritzelt auf dem Papier herum. »Ich will auch gar nicht länger stören und lasse Sie beide nun allein ...«

»Das wird nicht nötig sein, ich habe noch andere Verpflichtungen«, unterbricht Mr Lancaster ihn und sieht mich immer noch nicht an. »Danke für Ihren Einsatz für die Allgemeinheit, Mr Bishop.« Jetzt dreht er mir doch sein Gesicht zu und seine Augen huschen einen kurzen Moment über mich, bevor er sich wieder abwendet. »Madam.«

Damit geht er fort und verschwindet aus dem Laden. Obwohl draußen Kindergelächter erklingt und Mark vor mir steht, fühle ich mich plötzlich einsam.

»Also, dass der Earl of Lancaster ein Aufreißer ist, habe ich ja gehört«, beginnt Mark zu reden, während er die Tür hinter sich schließt. »Aber dass

du dich auf ihn einlässt, nachdem du meintest, du willst zehn Jahre lang nichts von Männern wissen, erstaunt mich doch.« Er grinst noch breiter als vorher. »Wer hätte gedacht, dass meine Cousine ein Flittchen ist.«

Ich weiß, er meint es nicht böse, und eigentlich trifft mich seine Aussage auch nicht. Aber trotzdem falle ich in ein tiefes Loch und sinke hilflos gegen die Wand hinter mir.

»Ich ... ich hatte keine Ahnung, wer er ist«, stammle ich.

»Ja, das ist wohl bei allen Flit...«

»Wag es nicht, mich noch einmal so zu nennen«, schneide ich ihm das Wort ab und verberge mein Gesicht dann in den Händen. Ich atme tief durch und unterdrücke den Schrei, der in meiner Kehle brennt. »Er ist ein Earl?«, frage ich, als ich mich etwas beruhigt habe.

»Sieht so aus«, meint Mark. »Ein reicher Peer und Anwalt. Einer der besten angeblich.«

»Das auch noch.« Ich stöhne auf.

Damit umfasst Henry Lancaster so ziemlich alles, wovon ich mich fernhalten will. Er ist gut aussehend und er weiß es, daran habe ich nach dem Kuss keinen Zweifel. Außerdem ist er wohlhabend, erfolgreich und denkt vermutlich, er kann haben, was er will. Und meine Bereitschaft, bei dem Kuss mitzumachen, wird ihn keines Besseren belehrt haben.

»Fine, jetzt entspann dich. Es hat nicht so ausgesehen, als hättest du dich ihm aufgedrängt.«

Mark klingt immer noch viel zu amüsiert und das lässt meine Verzweiflung anwachsen.

»Verdammt, ich habe kein Interesse an so etwas«, zische ich. »Wieso warst du nicht da, als er hier ankam?« Da dämmert es mir und ich atme scharf ein. »Warte, du bist weggelaufen, weil du dich vor dem Termin drücken wolltest, oder? Mr Lancaster meinte, du wusstest, dass er kommt.«

Das Grinsen verschwindet aus Marks Gesicht. »Ja, nun, ich gebe zu, dem Earl zu begegnen, war ... beängstigend für mich. Er drückt sich gerne vor solchen Terminen und wenn er sie doch wahrnimmt, ist er meistens ziemlich ... genervt. Mit so etwas kann ich nicht umgehen.«

»Also lässt du mich ins Verderben laufen, ohne auch nur die kleinste Warnung von dir zu geben!« Ich fege vor Zorn die Akten vom Tisch und ärgere mich noch mehr, weil ich sie wieder aufsammeln muss.

»Na, wenn ich gewusst hätte, dass ihr so gut miteinander klarkommt, wäre ich länger weggeblieben«, erwidert Mark kleinlaut.

»Wir kommen nicht gut miteinander klar!«, fahre ich ihn an. »Keine Ahnung, wie es zu dem Kuss kam.«

»Hm, ist einer von euch gestolpert und der andere hat ihn mit dem Mund aufgefangen?«, scherzt Mark munter weiter.

»Mir reicht es mit dir«, zische ich, gehe zur Tür und schiebe Mark beiseite, damit ich hier rauskann.

»Was ist so verkehrt daran, dass ihr euch geküsst habt und du es offensichtlich genossen hast?«, will mein Cousin wissen.

Ich bin unsicher, wie ich ihm von meinen Ängsten

erzählen soll, ohne alte Wunden aufzureißen. Oder wie ich ihm sagen soll, dass Mr Lancaster und ich uns am Bahnhof getroffen haben und er mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf geht. Dass der Kuss mein Leben vermutlich noch komplizierter gemacht hat, weil ich immerzu daran denken werde, wie weich sich diese Lippen auf meinen angefühlt haben.

Also stoße ich nur den Atem aus und wechsle zu einem anderen Thema. »Jen kann nicht alle Kinder alleine betreuen, ich muss ihr helfen.«

»Fine, erklär es mir«, drängt Mark mich und versperrt mir den Weg. »Da hängt ein Schatten über dir, der nicht zu dir passt. Und wenn du ihn nicht bald loswirst, erdrückt er dich.«

»Ich ... kann nicht«, presse ich hervor. »Lass mich jetzt bitte einfach wieder arbeiten.«

Mark seufzt tief, dann tritt er beiseite. »Ich bin gleich bei euch«, verspricht er geknickt.

Ich nicke nur, hebe meine Mundwinkel zu einem angespannten Lächeln und setze mich zu einer Familie, die gerade Mürbteigkekse verziert. Meine Lippen brennen noch von dem Kuss und die Erinnerung daran beschleunigt meinen Puls, während sie gleichzeitig einen Klumpen in meinem Magen formt.

Es war ein Fehler, das weiß ich. Und Mr Lancasters hastige Flucht beweist, dass er es genauso sieht. Trotzdem wandern meine Gedanken ständig zu dem Feuer in seinen Augen, als er sich zu mir gebeugt hat. Auch wenn ich immer noch rätsle, welche Farbe sie haben, werden sie mich bestimmt ab jetzt in meinen Träumen verfolgen.

KAPITEL 6 - HENRY



Mein Weg führt mich diesmal nicht zu meinem Loft, sondern zu einer anderen Adresse. Die Abenddämmerung legt sich bereits über die Häuser, als ich vor der Stadtvilla stehen bleibe und meinen Blick über die blassgelbe Fassade schweifen lasse.

Mit diesem Haus verbinde ich so viele Erinnerungen und in letzter Zeit sind es nur schlechte, die hinzukommen. Eigentlich will ich nicht hineingehen. Aber ich weiß, dass ich es mir vorwerfen würde, wenn ich es nicht tue.

Also atme ich tief die kalte feuchte Luft ein, straffe meine Schultern und trete an die Tür. Eine Klingel gibt es hier nicht, nur den antiken Türklopfer, den ich benutze. Insgesamt ist dieses Haus ziemlich in die Jahre gekommen, aber Louisa behauptet, es besäße immer noch genug herrschaftliche Eleganz und bräuchte nur ein wenig Pflege.

Ich habe nichts gegen das Anwesen. Aber ginge es nach mir, würde es generalsaniert werden. Weil die Stromleitungen vermutlich noch vor dem zweiten Weltkrieg gelegt wurden und die Fassade seit der Krönung der Queen wohl keine neue Farbe bekommen hat. Aber darum werde ich mich früh genug kümmern müssen.

Als der Butler öffnet, dringt abgestandene warme Luft von innen zu mir. Wortlos tritt der Mann beiseite, der so alt wirkt wie das Gebäude selbst, und lässt mich ein.

»Ich finde den Weg allein, danke«, sage ich zu ihm, als er Anstalten macht, mich in den Salon zu führen.

Die Tür ist nur angelehnt und Licht fällt im Kegel in die Vorhalle, die trotz des leuchtenden Kronleuchters düster wirkt. Deswegen gehe ich schnell in den Salon, aus dem zumindest angenehme Wärme dringt. Die Möbel sind antik, aber gut gepflegt. Für meinen Geschmack ein wenig zu dunkel, besonders in Kombination mit den rubinroten Wänden, doch ich kenne das Zimmer nicht anders. Die unzähligen Teppiche, die den Boden bedecken, und die Gemälde meiner Vorfahren strahlen Vertrautheit aus. Selbst hier befindet sich bereits weihnachtliche Dekoration in Form eines Christbaums und unzähliger Girlanden, die Fensterrahmen und Kamin zieren. Wenn ich hier stehe und all das glitzernde Zeug betrachte, könnte man meinen, ich wäre der Einzige, der Weihnachten nicht leiden kann.

»Henry, welch eine Überraschung«, ruft Louisa aus, als sie mich sieht.

Ich begrüße sie zuerst, meine Aufmerksamkeit gehört allerdings meinem Großvater, der in einem Rollstuhl sitzt und sich ein Lächeln abringt. Er streckt mir die Hand entgegen und ich sinke neben seinem Stuhl auf die Knie.

»Bist du gewachsen, Junge?«, fragt er und tätschelt meine Wange, als wäre ich noch das Kind, das einmal auf seinem Schoß saß. Als er gesund war und ich ihn für den mutigsten Mann von ganz England gehalten habe, neben meinem Vater natürlich. Wenn ich ihn so zerbrechlich sehe, habe ich das Gefühl, dass diese Zeit schon ewig zurückliegt.

»Aber Gramps«, antworte ich mit einem Zwinkern. »Ich wachse schon lange nicht mehr.« Dann werde ich ernst. »Wie geht es dir heute?«

Er räuspert sich und ich weiß, dass er ein Husten unterdrückt. »Wie es einem Mann eben so geht, wenn er zusieht, wie sein eigener Körper zerfällt.«

Ich wende mich Louisa zu, die den Mund verzieht. »Keine Verschlechterung, behauptet der Arzt. Immerhin.«

»Ja, immerhin«, murmle ich und streiche über die Hand meines Großvaters.

Von dem Mann, der er einmal war, ist nichts übrig. Sein ehemals dichtes Haar ist schütter und unter seinen Augen liegen Schatten, als hätte er tagelang durchgefeiert. Dabei schläft er fast nur noch.

Im Gegensatz dazu wirkt Louisa wie Morgentau. Ihre grau melierten Haare sind wie immer streng zu einer Aufsteckfrisur drapiert und ihr blasses Kostüm lässt sie ein wenig wie eine Haushälterin aussehen und nicht wie die Lady, die sie eigentlich ist.

»Ich habe ein Wörtchen mit dir zu reden, Henry«, sagt Louisa gereizt. »Gehen wir in die Bibliothek.«

»Ihr könnt das auch vor mir besprechen«, hält mein Großvater sie zurück. »Ich sehe den Jungen zu selten. Lass ihn doch hier.«

Das schlechte Gewissen nagt an mir. Ich versuche zwar, jeden zweiten Tag herzukommen, aber Großvater schläft meistens, wenn ich eintreffe. Und ich will ihn nicht wecken lassen. Er braucht seine Ruhe.

»George, es könnte dich aufregen«, wirft Louisa besorgt ein.

»Unsinn«, entgegnet er und hustet dann. »Ich will hören, was im Leben meines Enkels vor sich geht.«

Meine Großtante stößt theatralisch den Atem aus und verschränkt ihre Hände vor der schmalen Taille. Sie hat vor Jahren geheiratet, ihr Mann ist aber früh gestorben und seitdem kümmert sie sich ausschließlich um die Familie meines Großvaters. Ich frage mich immer noch, wieso. Wollte sie keine eigene Familie mehr gründen?

»Wie du möchtest«, gibt sie nach. »Ich habe gerade einen sehr unangenehmen Anruf erhalten. Von den Reportern, die Henrys Auftritt begleiten sollten. Sie waren ziemlich erzürnt über das Verhalten des künftigen Duke of Westminster.«

Ich sehe bei ihren Worten meinen Großvater an, dessen grüne Augen auf mir ruhen. Allerdings kann ich nicht deuten, was er gerade denkt.

»Wieso hast du sie mit einem übereilten Foto und zwei lächerlichen Fragen abgespeist?«, fährt Louisa fort.

»Wäre es dir lieber gewesen, ich hätte sie ein

Arsenal von Fragen auf mich abfeuern lassen?«, stelle ich die Gegenfrage. »Dann hätten sie früher oder später über mein Privatleben sprechen wollen. Weil es das ist, was ihre Leser wirklich interessiert.«

»Natürlich tut es das«, keift Louisa. »Weil du jede Woche mit einer neuen Frau in Verbindung gebracht wirst, seit du dich von Cecile getrennt hast.«

»Und wir beide wissen, dass ich mit keiner von denen wirklich etwas habe«, entgegne ich so ruhig wie möglich.

»Das hindert die Presse aber nicht, irgendwelche Geschichten und verschwommene Fotos zu drucken«, ereifert sich Louisa. »Und du bringst keine Gegendarstellung.«

»Wozu? Es käme einem Geständnis gleich«, sage ich gereizt. »Du kennst doch das Credo der Königsfamilie, das wir auch befolgen, oder? ›Beschwere dich nie, rechtfertige dich nie.« Kommentiere ich etwas, sieht die Presse das vermutlich als Hinweis, tiefer zu graben. Dann kommen vielleicht noch mehr von diesen Geschichten zustande, die gar nicht stimmen. Nur weil irgendjemand mich mit einer Kellnerin in einem Lokal fotografiert, in dem ich esse. Es gibt keine Möglichkeit, das zu unterbinden.«

Ich begehe den Fehler, meine Großtante anzusehen, die ihr Kinn hebt und mir diesen überlegenen Blick zuwirft. Das wird jetzt vermutlich unschön für mich.

»Doch, die gibt es«, verkündet sie und zieht einen Zettel aus einem Umschlag hervor, der neben ihr auf dem Tisch liegt. »Ich habe hier drei Namen notiert von Frauen, die für dich geeignet wären.«

»Das ist nicht dein Ernst«, knurre ich und stehe auf.

Statt Louisa den Wisch abzunehmen, gehe ich zu einem Beistelltisch, auf dem ein Dekanter und Gläser stehen. Bei so einem Gespräch brauche ich etwas Starkes.

»Mein voller Ernst«, erwidert sie ruhig. »Drei Frauen. Alle aus gutem Hause, hübsch, wohlgezogen ...«

»Langweilig«, wirft mein Großvater ein und ich proste ihm mit meinem Cognac zu.

»Angemessene Partnerinnen für dich, Henry«, geht Louisa darüber hinweg. »Wenn das Schlimmste eintritt, wirst du eine starke Frau an deiner Seite brauchen. Diese drei erfüllen die Kriterien einer künftigen Duchess. Und wenn du eine davon auf dem Weihnachtsball als deine Freundin vorstellst, verstummen auch die Berichte, die es über dich gibt.«

»Klingt, als hättest du alles schon geplant«, murmle ich und kippe den Cognac hinunter. »Aber eines hast du dabei vergessen.«

»Und das wäre?«, will Louisa wissen.

Ich schweige einen Moment und überlege, noch einen Cognac zu trinken. Aber ich halte das leere Glas nur fest und sehe meiner Großtante ins Gesicht.

»Ich habe damals einer Verbindung mit Cecile zugestimmt, weil ich dachte, es wäre für mich in Ordnung, eine Ehe aus Pflichtgefühl einzugehen.«

Während ich spreche, flammt die Erinnerung an den Kuss vorhin auf. An das Gefühl, diese Frau zu halten, ihre Lippen mit meinen zu berühren. Seit Jahren habe ich mich nicht mehr so lebendig gefühlt,

niemanden mehr so gewollt, obwohl ich sie kaum kenne und sie eigentlich nicht mein Typ ist. Aber wieso kann ich dann nicht aufhören, an sie zu denken?

»Wir haben gesehen, wohin das geführt hat«, nehme ich den Faden wieder auf. »Du weißt doch noch, wie Cecile mich betrogen und dann über die Presse versucht hat, sich als Opfer darzustellen. Daher auch die ganzen Geschichten über meine angeblichen Eroberungen. Wer sagt, dass diese Frauen«, ich deute mit dem Kinn auf den Zettel, den Louisa immer noch hält, »nicht genauso ein Reifall sind?«

»Henry«, sagt Louisa und Resignation schwingt in ihrer Stimme mit. »Versteh mich nicht falsch. Du bist dreiunddreißig und das ist für einen Mann wahrlich kein Alter. Aber ich werde auch nicht jünger und wenn ich nicht mehr bin, wirst du auf dich gestellt sein.«

Ihre Augen schimmern bei ihren Worten verräterisch. Ich weiß, dass ich ihr viel bedeute und sie das alles macht, um mir zu helfen. Sie hat mich immer behütet und mir Naschereien zugesteckt, wenn meine Mutter Nein sagte. Aber Louisa ist nicht mehr meine Tante, die Gramps bei seinen Terminen unterstützt, sondern die Matriarchin der Familie.

»Ich will nicht, dass du allein bist«, fügt sie zittrig hinzu.

Mit einem Seufzen stelle ich das Glas auf dem Tisch ab und strecke ihr meine Hand entgegen. Louisa räuspert sich, kommt zu mir und überreicht mir das Papier. Ich überfliege die Namen darauf und

muss innerlich stöhnen. Ja, alle drei Damen sind akzeptable Partien. Für jeden, nur nicht für mich. Denn ihre einzigen Ziele sind es, sich hübsch anzuziehen und auf Fotos vorteilhaft auszusehen. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass eine von ihnen eine würdige Duchess wäre.

»Ich weiß«, meint Louisa und greift nach meiner Hand, »dass du andere Pläne für dein Leben hattest. Und wären deine Eltern und dein Bruder nicht bei diesem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, würde ich dich nicht bitten, diese Frauen kennenzulernen. Aber vielleicht ist eine von ihnen die Richtige für dich.«

Ich schlucke die Wut und Trauer hinunter. Wäre das Unglück vor neun Jahren nicht passiert, wäre mein Vater der nächste Duke of Westminster und nach ihm mein Bruder. Ich hätte Anwalt bleiben und ein ganz normales Leben führen können. Aber das alles wurde an einem einzigen Tag mit fast meiner gesamten Familie ausgelöscht.

»Ich nehme an, du hast bereits Treffen arrangiert?«, frage ich hoffnungslos und ärgere mich, dass ich das Cognacglas nicht wieder gefüllt habe.

»Margy hat alle Informationen erhalten. Sie wird sich um die Koordination kümmern. Dieses Wochenende wirst du mit zwei der Frauen zum Brunch gehen«, verkündet Louisa.

»Das habe ich befürchtet«, murmle ich.

»Sei höflich, Henry. Sie können nichts dafür.«

»Ja, ich weiß«, brumme ich.

»Morgen um zehn Uhr triffst du dich im ›Le Meridian‹ mit der ersten und ...«

Ich höre ihr nicht mehr zu. Mein Blick wandert zu Großvater, der wieder eingenickt ist, und ich frage mich, ob ich mich wirklich auf diese Treffen einlassen soll. Denn während ich die Namen auf der Liste erneut betrachte, muss ich an jemand anderen denken, der nicht darauf steht.

CAKEPOPS - GRUNDREZEPT



Zutaten für etwa 50 Cakepops
Zutaten Kuchen: 195 g Backkakao, 390 g Mehl, 600g Zucker, 1 Prise Salz, 1 TL Natron, 170 g Öl, 240 g Milch, 1 TL Backpulver, 2 TL Vanillezucker, 4 große Eier, 120g Sauerrahm, 240 g heißes Wasser; Kastenform zum Backen

Zutaten Ganache: 250ml Schlag und 350 g dunkle Schokolade

Für den Kuchen den Ofen auf 180° vorheizen. Kastenform einfetten und mit Zucker austreuen (damit der Kuchen nicht kleben bleibt).

Trockene Zutaten (Kakao, Mehl, Zucker, Salz, Natron, Backpulver) mit einem Löffel mischen. Mixer auf niedrige Stufe stellen. Öl, Milch und Rahm

langsam in die trockenen Zutaten einarbeiten. Eier untermischen. Wasser nach und nach zugeben. Der Teig wird recht flüssig sein (das ist okay!). In Form geben und ca. 45 Minuten backen lassen.

Am besten über Nacht auskühlen lassen.

Für die Ganache die Schokolade grob hacken. Schlag langsam erhitzen und über Schokolade gießen. Rühren, bis alles aufgelöst ist.

Den Kuchen zerkrümeln und mit der Ganache vermengen. Danach mindestens 2 Stunden kühlen. Jetzt können Kugeln geformt, auf Stiele gesteckt und dekoriert werden.